

Leseprobe aus:

Matt Rudd

Rumeiern



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

JANUAR

*«Alle zehn Sekunden bringt irgendwo
auf der Welt eine Frau ein Kind zur Welt.
Man muss sie finden und aufhalten.»*

Sam Levenson

Dienstag, 1. Januar

Ich bin Vater.

Ich habe einen Sohn.

Mein Sohn lebt.

Meine Frau lebt.

Mein Sohn und meine Frau sind beide am Leben.

Ich bin am Leben.

Wir sind alle am Leben. Frohes neues Jahr.

Ich bin Vater. Genau jetzt in diesem Moment. Seit drei-
undvierzig Minuten. Seit dreiundvierzig Minuten bin ich
Vater.

• • •

Es muss die kalte Luft gewesen sein, als ich aus der Ent-
bindungsstation nach draußen kam. Natürlich nicht nur
die kalte Luft. Ich bin, unter normalen Umständen, durch-
aus fähig, bei Kontakt mit kalter Luft nicht ohnmächtig
zu werden. Da waren auch noch andere Faktoren im Spiel.
Ein leerer Magen, zum Beispiel. Ich hatte seit sechsund-

vierzig Stunden nichts mehr gegessen. Man verliert den Appetit, wenn die Frau einen anstöhnt, die Hebammen einen anbellern, sich gewisse Körperteile nicht schnell genug weiten und alles schiefgeht. Sechsendvierzig Stunden lang.

Meine einzige Nahrungszufuhr während dieses ganzen Debakels war ein hastig hinuntergestürzter Whisky in den frühen Morgenstunden der ersten der beiden Wehen-Nächte, als Isabel und ich (und ihr Babybauch) noch alleine waren. Den Whisky habe ich aus rein medizinischen Gründen zu mir genommen. Zu diesem Zeitpunkt lagen «wir» seit gut achtzehn Stunden in den Wehen, und ich brauchte etwas, um mein Durchhaltevermögen zu stärken und mich davon abzuhalten, schreiend aus dem Haus zu rennen. Schreiend aus dem Haus zu rennen wäre die weit- aus vernünftigeren Alternative zu der kompletten *Reservoir Dogs*-Erfahrung gewesen, die mir noch bevorstand. Isabel und ihr Babybauch wären gut ohne mich klargekommen.

Schlafmangel: ein weiterer der mildernden Umstände, die dazu führten, dass ich in einem Gebüsch neben der Krankenwagenhaltebucht zusammengeklappt bin. Ich bin noch nie in meinem Leben sechsendvierzig Stunden lang wach geblieben. Hartgesottene SAS-Männer geben brisante Militärgeheimnisse preis, wenn man sie so lange am Schlafen hindert. Aber ich bin kein hartgesottener SAS-Mann, und man hat mir ebenfalls nicht gestattet zu schlafen. Vielleicht hätte man es mir erlaubt, aber ich habe mich nicht getraut zu fragen: Man will während dieser (vielen) entscheidenden Stunden ja nicht so wirken, als versage man seiner Frau die Unterstützung.

Wie sich herausstellte, waren die ersten achtzehn der sechsundvierzig Stunden, jene bis zum Whisky, gar keine *echten* Wehen. Es handelte sich lediglich um Eröffnungswehen, eine Art Aufwärmphase, die sich der liebe Gott ausgedacht hat, damit alle Beteiligten schon völlig erschöpfte, sabbernde Wracks sind, wenn es dann richtig losgeht.

Ich habe diese Phase nicht sonderlich genossen. Und ich bin mir ziemlich sicher, dass es Isabel ähnlich ging. Sie hatte etwa alle Viertelstunde diese Bist-du-sicher-dass-das-noch-keine-richtigen-Wehen-sind-Krämpfe. Und wenn ich Krämpfe sage, dann meine ich so richtig auf allen vieren, mit Stöhnen und Kreischen und Spucken wie das besessene Mädchen in *Der Exorzist*. Ich habe ihr verzweifelt, hilflos den Rücken gestreichelt, wie uns das im Geburtsvorbereitungskurs empfohlen wurde. Woraufhin sie sagte: «Was zum Teufel tust du da?», und ich erwiderte: «Ist schon in Ordnung, Schatz. Fluchen hilft dabei, Spannung abzubauen. Das haben sie im Kurs gesagt.» Sie: «Na gut. Aber jetzt hör gefälligst sofort auf, mich am Rücken zu kitzeln, oder ich bring dich um.» Darauf ich: «Ja, Liebling.» Woraufhin sie eine 360-Grad-Drehung vollführte.

Das waren die Eröffnungswehen. Achtzehn Stunden, die nur von der Hebamme unterbrochen wurden, die in regelmäßigen Abständen vorbeikam und sagte: «Gut gemacht, meine Liebe», bevor sie wieder verschwand. Auf halber Strecke wollte ich von Isabel wissen: «Bist du sicher, dass du immer noch eine Hausgeburt willst? Denn sonst könnten wir jetzt ins Krankenhaus fahren, wie alle anderen auch. Da haben sie hübsche Monitore und Schläuche und Medikamente und so Zeug.»

Dann der Whisky. Dem Himmel sei Dank für den Whisky. Eine Minute lang, eine wunderbare, kostbare Minute lang herrschten Frieden und Stille. Die Nerven beruhigten sich. Die Uhr zeigte 1 Uhr 30 nachts, und ich überlegte, ob ich vielleicht ein klitzekleines Nickerchen machen könnte, wo wir uns gerade alle angesichts dieses ganzen Geburtsdingens ein wenig zu entspannen schienen.

Nein. O nein. Der Augenblick der Ruhe verpuffte, als Isabel einen richtigen, echten, gruseligen Schrei ausstieß. Einen nie zuvor gehörten Laut. Wäre man mit einem Jeep auf einer Nachtsafari im Okavango Delta unterwegs, würde man bei diesem Laut umgehend den Ranger bitten, sofort ins Camp zurückzufahren. Es war ein Laut, der einem das Blut in den Adern gefrieren und einen auf die Knie sinken und beten ließ, selbst wenn man nicht an Gott glaubte: Er möge bitte dafür sorgen, dass all das hier aufhört.

MEIN GEBET

Lieber Gott,
wenn du uns heil durch diese Sache bringst, diese furchterregende Sache, dann verspreche ich, nie wieder ungeschützten Sex mit meiner Frau oder irgendjemandem sonst zu haben. Ich verspreche, dir mein Leben zu widmen und den Rest meiner Tage damit zu verbringen, durch die Welt zu ziehen und dein Evangelium zu predigen. Ohne Schuhe und alles. Mach, dass die nächsten Stunden so schnell und schmerzlos vergehen wie nur möglich, o Mächtiger, und

ich werde mich nie, nie wieder wie ein Depp verhalten, ich schwör's hoch und heilig. Und ich werde das Baby im christlichen Glauben erziehen, statt es zu ermutigen, einen logischeren, humanistischen Weg einzuschlagen, ich verspreche es.

Amen.

... Und das war er: der Anfang – bloß der Anfang – der «echten Wehen». Volle Kraft voraus. «Hier spricht Houston, Sie sind freigegeben zum Start», sagte ich zu Isabel in dem Versuch, vortrefflich und positiv zu klingen.

«Wenn du nochmal irgendwas von dir gibst, was mich mit einer Weltraumfähre vergleicht, bring ich dich um», erwiderte sie. «Und jetzt ruf die Hebamme an und sag ihr, sie soll herkommen.»

Die Hebamme kam. Vier Zentimeter geweitet, sagte sie. Nur vier? Noch sechs volle Zentimeter. *Sechs!* Verdammt. Ich meine, verflucht. Tut mir leid, lieber Gott. Ich setzte zu einem weiteren Gebet an, aber die Hebamme unterbrach mich mit der Anweisung, ich solle mich nützlich machen, indem ich die Geburtswanne aufpumpte. Ja, natürlich, die Geburtswanne. Ich muss die Geburtswanne aufpumpen.

AUFBLASBARE GEBURTSWANNE: GEBRAUCHSANWEISUNG

1. Wichtig: Stellen Sie sicher, dass Sie die Wanne vor Gebrauch bereits ausgepackt und aufgepumpt haben, um sich mit der Ausrüstung vertraut zu

machen und sicherzugehen, dass keine Mängel vorliegen. Die Aquasqueeze GmbH erstattet keine Kosten, sollten Wannendefekte erst während des Geburtsvorgangs entdeckt werden.

(Ehrlich gesagt war es schon ein Wunder, dass ich die Bedienungsanweisung überhaupt las, geschweige denn vor dem ersten Gebrauch. Also wirklich, als ob es nötig wäre, ein besseres Planschbecken einem Probelauf zu unterziehen.)

2. Schließen Sie die Pumpe an.
3. Pumpen Sie.

Warum hatte ich das Planschbecken keinem Probelauf unterzogen? Das hier war verdammt nochmal eine Geburt. Da erlaubt man sich keine Patzer. Aber es war nur eines von diversen Dingen, die ich nicht getan hatte. Ich hatte auch keines der Babybücher gelesen, die Isabel mir hingelegt hatte. Ich hatte nicht sonderlich oft ausgeschlafen. Ich hatte das Badezimmer nicht gestrichen, das scheußliche alte Badezimmer mit seiner scheußlichen alten Wandfarbe. Die Geburtswanne war meine geringste Sorge gewesen. Was sich jetzt natürlich als falsch erwies.

Es dauerte vierzig Minuten, das Becken aufzupumpen, während deren die Fußpumpe und ich uns mehrmals in die Haare kriegten. Ich verstauchte mir den Knöchel, und mir wurde zweimal extrem schwindelig. Hätte den Whisky besser nicht trinken sollen. Es dauerte weitere neunzig Minuten, das Becken mit Wasser zu füllen, indem ich leicht panisch eine komplizierte, improvisierte Methode

mit einem Gartenschlauch, einem Sieb, einer Plastiktüte und der Wanne entwickelte. Warum hatte ich das nicht alles schon viel früher ausprobiert? Idiot, Idiot, Idiot.

Das Leck wurde gegen vier Uhr morgens entdeckt, lange nachdem die Hilfshotline der Aquasqueeze GmbH geschlossen hatte. Wobei die vermutlich sowieso für die gesamte Weihnachtszeit und den Jahreswechsel dichtgemacht hatten. Das ist heutzutage schließlich der Trend, nicht wahr? An Silvester wird kein Angestellter einer Geburtswannenfirma zur Arbeit erscheinen, selbst wenn es sich dabei um einen Montag handelt. Selbst wenn manche Leute trotzdem Kinder zur Welt bringen. Das wäre wirklich zu viel verlangt, oder?

Erst als das Becken voll war, drückte das Wasser durch den bis dahin unbemerkten Riss am Boden. Ab da glich das Ganze einem Dambruch wie in einem dieser Siebzigerjahre-Katastrophenfilme. Der Riss wurde größer und größer. Ich war schon zu müde und dehydriert, um echte Tränen zu vergießen, und Isabel und die Hebamme waren im anderen Zimmer zu sehr mit grauenvollen Dingen beschäftigt, um etwas zu bemerken.

Ich drückte einen Finger auf das Loch und sah mich im Esszimmer um. Warum hatten wir beschlossen, dass Isabel das Kind im Esszimmer zur Welt bringen sollte, und nicht irgendwo, wo man das nötige Werkzeug zur Hand hatte, um ein Leck abzudichten? Nächstes Mal machen wir's im Gartenschuppen. Im Esszimmer hatte ich lediglich Zugriff auf Kreppklebeband. Kreppklebeband ist porös, aber es verschaffte mir genug Zeit, um den Tesafilm zu finden. Welcher mir genug Zeit verschaffte, Isabel zwischen ihren

Wehen zu erklären, dass das Becken zwar bereit war, sie aber nicht darin herumhüpfen sollte oder Ähnliches, weil, nun ja, es ein kleines bisschen, äh, defekt war, Liebling ...

Diese Vorstellung gefiel ihr gar nicht.

«Ich hab dir doch gesagt, wir müssen dieses dumme Becken ausprobieren, bevor ich – bliiiiieeaaarrrrrrggggg-ggghhhhhhhh.»

Regelmäßige, starke Wehen haben wenigstens ein paar Vorteile. Man kann nur während der immer kürzer werdenden Pausen angebrüllt werden.

Sieben Uhr morgens. Muttermund sechs Zentimeter geöffnet. Darf's noch etwas langsamer gehen?

Zehn Uhr morgens. Sieben Zentimeter. Aber vielleicht sind es auch immer noch sechs, denn so langsam ist da unten alles ein bisschen geschwollen.

«Schön tapfer bleiben, mein Schatz, du machst das ganz toll», ermunterte ich Isabel, während ich gleichzeitig dachte, dass der liebe Gott sich doch ein bisschen mehr Mühe geben könnte, falls er dann und wann das verzweifelte Gebet eines Agnostikers erhörte.

Bis Mittag waren wir bei der dritten Hebamme angelangt, und das Geburtsbecken sackte langsam in sich zusammen. Selbst Tesafilm hält nicht ewig.

Um vier Uhr nachmittags hatte ich mein Bemühen aufgegeben, das Wasser in dem schlappen Becken auf angenehmer Temperatur zu halten, weil Isabel nun durchs Haus streifte wie ein waidwundes Tier. Es hat absolut keinen Sinn, mit einem Thermometer und einem Wasserkocher im Esszimmer zu sitzen, wenn die Ehefrau sich in einer dunklen Ecke des Schlafzimmers verkrochen hat

und jeden anknurrt, der ihr auch nur einen Keks anbietet. Und dann war es 22 Uhr, und die beiden letzten Hebammen hatten entschieden, dass sie bei acht Zentimetern angekommen war, aber Isabel hatte die Schnauze voll.

«Mir reicht's», sagte sie leise, und ich musste den Blick abwenden, weil ich nicht wollte, dass sie sah, wie verängstigt ich war.

Also fuhren wir ins Krankenhaus ... sie in einem Krankenwagen mit Blaulicht und allem Drum und Dran und ich im Škoda hinterher, ohne Blaulicht, ohne die Babytasche, Kleider zum Wechseln oder irgendetwas anderem. Idiot.

Schmerzmittel, Lachgas und Luft, Periduralanästhesie, etwas, das wie Sanatogen klang, weiterhin sehr langsame Fortschritte, Baby in Not, Mutter in Not, ich, der ich die Faust in Richtung des blöden, nicht existenten Gottes schüttele, weil er diese lächerliche, dumme, unmögliche Art des Kindergebärens erfunden hat. Und dann, plötzlich, um fünf Uhr morgens, höre ich das Wort «Geburtsstillstand». Isabel ist kaum noch bei Bewusstsein. Der Babybauch steckt in Schwierigkeiten.

«Wir müssen das Kind holen. Sie haben lange genug durchgehalten, meine Liebe», verkündete eine patente Hebamme mit Armen wie Sofakissen. Und Isabel brach vor lauter Erschöpfung und Resignation in Tränen aus.

Vom Kaiserschnitt ist mir nicht viel in Erinnerung geblieben, außer dass es schnell ging und man schlürfende Geräusche hörte, wie wenn einem beim Zahnarzt die Sprechstundenhilfe den Sauger hinten in den Mund steckt und man versucht, ihn vom Hals fernzuhalten, weil

man ohnehin schon am Würgen ist, sie aber nicht aufpasst, weil die Mittagspause kurz bevorsteht und ihr langweilig ist und, ups, ein bisschen Frühstück kommt wieder hoch, und jetzt mag einen der Zahnarzt nicht mehr, was ziemlich nervt, weil man ja nicht selbst schuld war, sondern die gelangweilte Sprechstundenhilfe.

Als der Schnitt gemacht wurde, musste Isabel mich bitten, ich solle ihre Hand nicht so fest drücken, weil es wehtat. Dann machte der Arzt einen Witz, und ich machte einen Witz, und Isabel musste uns bitten, das Witzereißer zu unterlassen. «Galgenhumor», sagte ich und bereute es sofort. Drei oder vier Sekunden oder Minuten oder Stunden später ertönte hinter der türkisgrünen Abschirmung ein durchdringender, gurgelnder Schrei: unser Sohn, wunderschön und schlechtgelaunt durch die Mühlen, Isabel zu entkommen. Nun war ich an der Reihe mit dem Tränenausbruch.

Und das war vor dreiundvierzig Minuten. Nun liege ich in einem Gebüsch, eine alte Dame schubst mich mit ihrem Gehwagen an, und ich lache und weine gleichzeitig.

Ich rufe die Familien an. Sie freuen sich gleichermaßen, dass wir alle wohlauf sind.

Isabels Vater sagt: «Verdammte Hausgeburten. Völlig lächerlich. Wir sind hier ja nicht im Krimkrieg.» Und ich muss ihm, nicht zum ersten Mal, erklären, dass heutzutage die Frauen das Recht haben, gewisse Entscheidungen alleine zu treffen, und dass Isabel ihr Kind nicht in einem Krankenhaus zur Welt bringen wollte. Er weist darauf hin, dass sie das letzten Endes ja doch getan hat. Ich gebe zu,

dass er recht hat und es mir egal ist ... Hauptsache, alle sind wohlauf, und er ist nun Großvater.

«Großvater? Ja, das bin ich wohl», antwortet er, nun mit mehr Wärme in der Stimme. «Wurde auch Zeit. Ich dachte schon, bei Isabel wäre der Zug abgefahren. Heute lassen sich ja alle ewig Zeit. Ich meine, zu meiner Zeit, da hat man geheiratet, und los ging's. Nicht dieser Life-Work-Balance-Schwachsinn. So langsam wie ein Riesenpanda, aber immerhin habt ihr es ja letzten Endes geschafft. Gut gemacht, mein Junge.»

Dann führe ich dieselbe Unterhaltung mit meinem Vater, ehe er den Hörer an Mum weiterreicht, die sofort hysterisch wird und mir dann ihre eigene Geburtsstory erzählt, die ich schon tausendmal gehört habe und heute Morgen nicht hören will. Nicht jetzt, wo ich selber eine habe, die genauso blutig ist.

«Ich muss Schluss machen, Mum. Ich muss nach Isabel und dem Babybauch schauen.»

«Du kannst ihn doch jetzt nicht mehr ‹Babybauch› nennen! Hat euer Sohn denn keinen Namen? Sag bloß nicht, ihr habt euch noch keinen Namen überlegt. Hoffentlich ist es keiner von diesen neumodischen!»

«Nicht wirklich. Aber du wirst es als Erste erfahren.»

DAS GRAUEN DER NAMENSFINDUNG

Ein Kind zu bekommen bringt eine Menge Verantwortung mit sich. So viel ist uns schon klar. Doch mit Abstand das Schlimmste daran ist, dass man dem Baby einen Namen

geben muss, vor allem, wenn es ein Mädchen ist. Alle Mädchennamen, die Isabel süß fand, waren Pornonamen. Chloe. Jessica. Ella. Da konnten wir sie ja gleich Pamela nennen. Oder Paris.

«Was ist mit Sarah?», hatte Isabel ganz vernünftig vorgeschlagen.

«Nein, ich hab mal mit einer Sarah rumgeknutscht. Wir waren erst vierzehn, und sie hat mich ihren Busen anfassen lassen. Unpassend.»

«Was ist mit Susannah?»

«Mit Susannah haben alle rumgeknutscht.»

«Vielleicht könntest du mir eine Liste mit Mädchennamen geben, die für dich keine sexuellen Anklänge haben.»

«Okay. Beatrice.» Schließlich ist Isabel nicht die Einzige, die vernünftige Vorschläge machen kann.

«*Beatrice?!*»

«Ja, oder kurz Bea.»

«Das soll wohl ein Witz sein.»

So ging das monatelang, und wir konnten uns gerade mal darauf einigen, dass wir keinen «interessanten» Namen wie Apple, Moon Unit oder Prince Michael II wollten. Man wird nicht, wie viele offensichtlich meinen, selbst interessanter, nur weil die Kinder interessante Namen haben.

«Wie wäre es mit Electra?», schlug Isabel vor, während wir bei John Lewis vergeblich nach einem Kinderwagen suchten.

«Machst du diese absurden Vorschläge nur, damit ich oft Nein sagen muss, und du deshalb, wenn ich sinnvolle

Gegenvorschläge mache – so wie Mildred, zum Beispiel –, auch Nein sagen kannst, ohne unvernünftig zu wirken?»

«Meine Großmutter hieß Electra.»

Ich begriff erst, dass sie sich einen Spaß erlaubte, als wir wieder ins Auto stiegen. Über diesem ganzen Mädchennamentheater konnte einem wirklich der Sinn für Humor abhandenkommen.

Bei Jungennamen hatten wir unsere Auswahl immerhin auf dreißig reduziert. Mein Favorit war George, aber weil ihr Favorit Albert war, was französisch ist und mich an gepiercte Vorhaut erinnert, musste ich einwilligen, unsere Favoriten zu streichen. An zweiter Stelle stand bei mir Kit (nach dem Auto in *Knight Rider*, womit ich meinem ungeborenen Kind ein Leben voller Erfolg und Coolness garantieren würde, wie ich selbst es mir nur hätte erträumen können). Doch Kit wurde von Isabels Finbar geschlagen. Das gleiche Spielchen mit Neo und Ralph. Eine Zeitlang konnten wir uns auf Elijah einigen.

«Elijah», hatte ich Johnson im Pub stolz verkündet. «Elijah Walker.»

Er sah mich kühl an, betrachtete dann nachdenklich sein Bier und meinte schließlich: «Armes Kind. Armer, armer Junge, mit seinen wichtigtuerschen Eltern und seinem lächerlichen Namen, der ihn sein ganzes Leben über verfolgen und jegliche Chance im Keim ersticken wird, nicht in eine Schublade gesteckt zu werden. Noch ein Bier?»

Also waren wir wieder so weit wie zuvor und beschlossen deshalb, die ganze furchtbare Angelegenheit auf später zu verschieben. Nur dass wir später einer Lösung auch

nicht viel näher waren. So verging die Zeit. Und nun sind wir die stolzen Eltern eines namenlosen Kindes, und die Großeltern sind entsetzt.

Auf der Entbindungsstation ist Isabel inzwischen eingeschlafen. Und Babybauch auch. Ahhh, sie sind so niedlich. Sieh ihn dir nur an mit seinem kleinen Kopf. Ist er *zu* klein? Er wirkt sehr klein. Und seine Arme auch. Seine Arme sind zu kurz. O Gott, ein kurzarmiger Sohn. Hat Hitler nicht wegen seiner kurzen Arme durchgedreht? Ich kann mich nicht mehr erinnern. Ich bin so müde.

«Schatz, du tust mir weh.»

«Was? Wer? Wie? O Gott. Es tut mir so leid.» Ich war im Stuhl eingeknickt und nach vorn auf den frisch aufgeschnittenen Bauch meiner Frau gesunken. «Es tut mir so unendlich schrecklich leid. Geht's dir gut? Soll ich den Arzt rufen? Soll ich den Notrufknopf drücken?»

«Alles in Ordnung. Mir geht's gut. Sieh dir nur unseren hinreißenden Sohn an.»

Da liegt er und schaut mich direkt an. Möglicherweise. Schwer zu sagen. Sein Blick ist ein wenig glasig. Er wirkt leicht benommen. O Gott, er wird doch nicht zurückgeblieben sein? Wird er immer noch bei uns wohnen, wenn er schon vierzig ist, einen Anorak tragen, nie mit Frauen in Berührung gekommen sein, unbeleckt von Job und Karriere, fasziniert von Modelleisenbahnen und ihren Seriennummern? O Gott.

Er hat Schluckauf und wirkt plötzlich ganz aufgeweckt. Nein, es ist in Ordnung. Alles ist in Ordnung.